



VON KOPF BIS HUT

Ein Bericht aus der Provinz. Die Provinz heißt Witten und liegt so sehr am Rand des Ruhrgebietes, dass sie nicht einmal als Repräsentanz dieses kulturellen Epizentrums zweiter Ordnung erhalten kann. Witten? «Bei Bochum», sagt man. Oder auch: «bei Dortmund». Und meint einen vagen Ort, irgendwo zwischen Grönemeyer-Stadt und dem Westfalenstadion.

Am Anfang stand eine Frage. Nämlich, ob sie, die Wittener Modistin, dem Wittener Reporter einen interessanten Hutmacher empfehlen könne. Jemanden «voller Geschichten, irgendwo in Deutschland!?» Die Antworten kamen ganz selbstlos: Elke Martensen in Hamburg, Richard Lang in Walldürn, Ruth Stoll in Bad Säckingen und noch ein paar mehr. Hutmacher der Metropolen, Hutmacher vom Lande. Mancher alte, verehrte Meister seines Fachs. Beinahe legendäre Gestalten einer Innung, die seit langem den romantisch-verklärenden Journalismus angezogen hat.

Das Gespräch ging ins Detail. Man kam zur Sache, dem Hutmacherhandwerk. Der Blick des Reporters wanderte zwischen den modernen Hut-Kreationen und der jungen, zurückhaltenden Frau hin und her. Ungewollt und ungesucht begann die folgende Geschichte sich zu erzählen.

Die Geschichte des «Hutsalon Erika». Und der Modistenmeisterin Bärbel Wolfes. Eine Geschichte aus Witten. Und nicht einmal aus Wittens bester Geschäftslage! Hier ging – was bezeugt ist! – schon mancher moderne Zeitgenosse achtlos vorüber. Weil Name und Firmenschild buchstäblich der Vergangenheit angehören und besagte Zeitgenossen den ausgestellten modernen Exponaten nicht nahe genug gekommen waren.

«Hutsalon Erika» – das war einmal ein Hutgeschäft in Kirschbaum, Plüsch und Perserteppich. Und Erika war Erika Kersting. Hutsalongründerin im Jahre 1967, als es in der Provinzstadt noch

vier Hutgeschäfte gab und ungezählte Hutträger. Während die anderen Hutmacher nach und nach keine Hüte mehr machten, dafür aber ihre Geschäfte zu, machte Erika Kersting weiter. Blieb, war erfolgreich und wickelte ihre Lebensleistung auch dann nicht einfach ab, als der verdiente Ruhestand gekommen war. Sie vermachte den Hutsalon einem ehemaligen Lehrling, Bärbel Wolfes. Ein Eigengewächs also. Und zugleich eine Bühnenerprobte Meisterin ihres Fachs. Witten/Hutsalon – Bayreuth/Festspiele – Berlin/Theater des Westens – Düsseldorf/Oper und wieder Witten/Hutsalon. Das waren die großen Schritte auf dem Weg in die Selbstständigkeit, die sich 1996 vor Bärbel Wolfes aufatet, wie ein unabsehbar tiefes Loch im Boden.

Erika Kersting – das war auch der «große Auftritt». War eine geborene Verkäuferin in eigener, guter Sache. In einer Zeit der Fülle. Bärbel Wolfes – das ist ... was? **Zurückhaltung. Stille Kompetenz. Umschweigen des Hut-Käufers, bei einem entblößenden Geschäft.** Denn, das weiß die Hutmacherin, weil sie es täglich erlebt: die Begegnung mit dem eigenen Gesicht, von jedem Hut anders gerahmt und in besonderer, sehr unterschiedlicher Weise herausgestellt, greift tief in unser Selbstverständnis. Tiefer als ein Kleid oder Anzug das je vermöchten. Mit einem Hut wird das vertraute Gegenüber unseres Gesichts zur charakteristischen «Visage». Zu einem Abbild der Seele. Mit Hut guckt man, an dem aufgeklebten Etikett «Ich» vorbei, genauer hin und sieht – wie der Lehrling zu Sais hinter dem Schleier der Isis – sich selbst.

ENTHÜLLEN UND VERBERGEN – DAS DOPPELWESEN HUT

Auf der Suche nach dem passenden Hut – und nicht nur nach dem – stellen sich zwangsläufig Fragen ein. «Bin ich das?»



Der Gang ins Hutgeschäft zieht viele Hüte nach sich.

«Welches meiner Gesichter könnte unter diesem Hut zum Vorschein kommen?» «Welche meiner Masken unterstützt jener?» Der Hut (die Mütze natürlich auch) offenbart ein paradoxes Doppelwesen! Er enthüllt und verbirgt. Ist ein Spiel-Zeug, das viel mit Lebens-Lust zu tun hat, mit dem Schlüpfen in Rollen und mit dem Ausprobieren, was alles der Mensch sein kann. Womit auch klar wäre, dass der Gang ins Hutgeschäft idealerweise nicht einen, sondern viele Hüte nach sich zieht. Während die gewöhnlich-sterblichen Kunden, Stammpublikum oder Laufkundschaft, eine mehr oder weniger deutliche Ahnung davon haben, gibt es eine Handvoll «Professioneller», die nicht nur um das zwitterige Geheimnis des Hutes wissen, sondern auch damit zu arbeiten verstehen. Einer von ihnen ist CoCo. Kein gewöhnlich Sterblicher, sondern eine Inkarnation des unsterblichen Typus «Weißclown». CoCo ist Apotheker im Hauptberuf. Ein spät berufener Artist. Nebenbei und in Vollendung. CoCo ist Künstler und Handwerker. Ohne Inspiration springt der Funke von ihm zu uns nicht über. Und was wäre Inspiration ohne Handwerk? Ein Pfusch – gewollt und nicht gekonnt! Handwerk heißt: Üben, üben, üben. Und bedeutet nicht zuletzt auch die Wahl des richtigen Materials. Und die Wahl geeigneter Zuarbeiter: Schneiderin, Schuhmacher, Modistin. Noch finden sich diese Handwerker. Noch finden die Handwerker das richtige Material: Stoffe, Knöpfe,

Farben. Aber sie sterben aus. Ganze Manufaktur-Biotope sind gefährdet. Qualität ist zu einer weithin unbekanntem Größe geworden. Die Masse macht's. Die Klasse wird exklusiv und zu teuer. CoCo erlebt es am eigenen Leib und schätzt die seltenen **Refugien der Qualität** – schätzt den Hutsalon. Friedhelm Susok auch. Seit langem. Auch er ist professioneller Hut- und Mützenträger. Wollte heute eigentlich nur seine neue karierte Kappe abholen. So eine hatte er auf der Expo 2000 gesehen, am schweizer Pavillon und sie sofort als «seine» erkannt. Als Abrundung seiner Bühnen- und Präsentationsgestalt. «Expo» ist übrigens ein gutes Stichwort. Oder «Extro»? «Privat eher schüchtern», sagt er von sich selbst, und man will es wohl glauben. Sehen aber und erleben kann man etwas anderes! Jetzt, da im Hutsalon ein Fotoapparat klickt und blitzt, da aufmerksames Publikum zuschaut, blüht Friedhelm Susok auf, wie die Orchidee im Tropenhaus. «Extro» eben, aus sich «heraus» gehen. Hineinschlüpfen in Rollen und Charaktere. Wenn der einen Strohhut probiert, probiert er gewissermaßen ein anderes Leben. Nuanciert Mimik und Gestik, je nach Form, Farbe oder Krempe. Er ist kein Clown. Kein Artist. Harlekin hätte man früher vielleicht gesagt. Einer, der nur dann sein Auskommen hat, wenn er fesselt. «Theater, Spiel, Entertainment, Konzeption» steht auf seiner Karte. Und gleichgültig ob er am Messestand moderiert oder Straßentheater macht – entscheidend ist die eigenartige Mischung aus unbedingter Präsenz, ▶





a tempo 9|2003



augenblicke 14|15



► Wachheit, Anwesenheit des ganzen Menschen und die Überwindung der subjektiven Eigenpersönlichkeit. Das Publikum will nicht *ihn* sehen, sondern *den*, der zu sein er vorgibt. Unter anderem mit wechselndem Hut.

ZAUBERLAND HUTSALON

Unter Hüten kann man sich verstecken und entdecken! Das Gegensätzliche liegt hier eng beieinander. Der Hut war jahrhundertlang, auch und gerade für den Mann, Rangabzeichen – Insignie oder Schandmal – je nach sozialem Rang des Trägers. Den Hut grüßen zu müssen, was der freiheitsliebende Tell verweigerte, war eindeutiges, abwertendes Symbol. Ein Hut genügte, um seinen Träger zu definieren. Hüte waren stets bedeutender Teil der Uniform, nicht nur beim Militär oder ähnlichen Organisationen. Bowler und Zylinder waren es mehr, die variationsfähigeren Borsalino und Panama waren es weniger. Ganz umgekehrt der Faschingshut. Den setzt man auf in Zeiten der Umkehrung aller Werte. An den Tagen, da unten oben wird und oben unten. Dann reicht – neben der Pappnase – der Hut, sogar die Schrumpfformen des Hutes. Karnevalsnarren wenden das an. Kinder auch. Omas alter Hut vom Dachboden lässt die kindliche Existenzform vergessen und macht Zukünftiges sichtbar. Für die experimentelle Lust einer 10-Jährigen ist der Hutsalon Zauberland. Während sie warten muss, fabuliert sie sich durch die Hüte hindurch. Sieht sich zwanzigmal anders und bleibt dabei sie selbst: **das alles bin also auch ich!**

So viel zum fertigen Produkt. Und was kommt vorher? Die Hutfabrik – große, ruhmreiche Namen und No-name-Massenfertigung. Und, natürlich, die Handarbeit: Der Hutmacher. Die Hutmacherin. Denn der einstmals zweithäufigste Frauen-Ausbildungsberuf, ist auch heute

noch überwiegend weiblich besetzt. – Wer findet heute zur Hut-Macherei? «Jung» und «naiv» jedenfalls, ist keine ideale Voraussetzung, wenn man den Nachwuchs der Modistenszene mit sich selbst bereichern möchte. Die beiden Wittener Lehrlinge etwa wussten sehr genau, was sie wollten. Abitur und, in einem Fall, eine abgeschlossene Schneiderlehre gingen voraus. Auch die näher und weiter entfernten Hutmacher-Adepten, sind nicht selten ältere Semester. In ihrem Beruf kennt man einander schon recht früh. Die Essener Berufsschulklasse zum Beispiel hat ein Einzugsgebiet, das bis ins Rheinland reicht, und vereinigt, mit einer Handvoll Schüler, alle drei Ausbildungsjahre. Überbetrieblich muss man bis nach Baden-Württemberg. Der dortige Kurs ist bereichernd, arbeitsintensiv und – deutschlandweit – einzigartig. Intensiv ist auch die Arbeit im räumlich beengten Hutsalon. Sie findet hinten im Atelier (der Werkstatt) und vorne im Salon (dem Verkaufsraum) statt. Meisterin und Lehrlinge arbeiten, kaum dass der Nachwuchs handwerklich flügge geworden ist, weit gehend für sich alleine. Denn unter den kraftvoll und stetig schaffenden Händen entsteht in der Regel immer nur *ein* Hut, *eine* Mütze oder Kappe. Vom ersten Schritt, bis zum letzten Schritt – **die Modistin weiß: es ist ihr Werk!** Dennoch: Modistenarbeit ist «familiär». Man arbeitet, die Augen konzentriert am Objekt, still vor sich hin. Oder man spricht miteinander. Leichtthin und mit

mancher von der Arbeit erzwungenen, kurzen Pause. Wer das beobachtet, denkt unweigerlich an die reinigende Kraft des Gesprächs. Und an die des Tuns. – Und was ist, nach Idee und Entwurf, das Charakteristische dieses Handwerks? Was sind seine Handgriffe und Werkzeuge? Mütze und Kappe liegen noch tief im Terrain des Schneidergewerks. Hier regieren Nadel, Faden und Schere. Aber der Filzhut! Der hat den Stumpfen zur Voraussetzung, einen Rohling aus Woll- oder Haarfilz (Kaninchen- oder Hasenhaare). Seine Formung – per Hand und heiß und feucht – macht den Hut. Und das Bügeleisen! Denn nur, was mit seiner Hilfe fixiert wurde, ist von Dauer. Der Rest – Krempe, Hutband, Garnitur und Futter – ist Ausarbeitung der erstarrten Form. Ähnliches gilt für den Hut aus Leder oder Stroh.

Ein guter Hutmacher? Die Hände sind Bedingung. Ihre Stärke und Geschicklichkeit, ins Amt gesetzt von Ausdauer und fortgesetzter Aufmerksamkeit. Kreativität ist wichtiger. Während der Schneider auf buchstäblich vorgezeichneten Bahnen geht, ist die Arbeit im Hutatelier fast frei formende «Töpferarbeit», mehr Basteln als Nähen. Und schließlich, wenig greifbar, aber unerlässlich: Menschenkenntnis als Basis jeder individuellen Beratung. Denn **Modisten machen im Idealfall keine Hüte oder Mützen, sondern «Gesichter».**

ZUKUNFT DES HUTES?

Ein hutloses Vierteljahrhundert liegt hinter uns. Die alten Herrschaften haben den Hut genommen. Und die Jugend? Die setzt sich Mützen, Kappen und Hüte auf den Kopf. Weil sie will. Mit der Baseballkappe fing es an. Mit der Wollmütze der «Was-guckst-du?»-Generation ging es weiter. Und mit den individuellen, vom Modisten gefertigten Mützen und Hüten für jede verrückte Gelegenheit, hört es noch nicht auf. Das Tal der Tränen im Hutmacherberuf scheint durchschritten. Ein wenig auch deswegen, weil wir, klimaverändert wie die Welt nun einmal ist, müssen! Denn **man geht nicht mehr ohne** – es ist zu gefährlich! «Burntime 21 minutes», ohne Hut im UV-bedrohten Australien, ist Russisches Roulette auf Raten. Wilder Sturm und dräuende Regenwände? Da möchte man einen Hut haben, den man tiefer in die Stirne schieben kann! Und wenn es kalt ist schon sowieso. Und sonst? In einer Zeit, in der alles möglich ist, kehrt der Hut auf die Palette der Selbst-Gestaltung zurück. Als *eine* Möglichkeit von vielen, auszudrücken, wie man sich fühlt. Und *wer* man sein will. Ball-Königin, Braut, Blumenmädchen oder Ascott-Lady. Indiana Jones. Joseph Beuys oder der Große Gatsby. Weiblicher oder männlicher. Oder einfach nur: dieser unverwechselbare Mensch. ■



308 Seiten, kartoniert
€ 14,50 (D) / € 15,- (A) / sFr 26,50
ISBN 3-8251-7065-9

Ich bin viele

Liz Bijnsdorp leidet an MPS, einer Krankheit, bei der sich der oder die Betroffene in mehrere Persönlichkeiten aufspaltet. Offenherzig, ergreifend und manchmal schockierend beschreibt sie ihre traumatischen Jugenderfahrungen, ihr Leben mit ihrem Ehepartner und ihren neun Kindern. Sie schildert schonungslos ihre vielen »Identitäten«, die sie durch kaum beschreibbare Grenzsituationen und Abgründe des Daseins geführt haben.

Dieses Buch ist keine Sensationsstory – es ist eine der bemerkenswertesten Autobiografien unserer Zeit.



www.urachhaus.com